

Schriften des Historischen Kollegs

Herausgegeben
von der
Stiftung Historisches Kolleg

Vorträge
19

John C. G. Röhl

Kaiser Wilhelm II.

„Eine Studie über Cäsarenwahnsinn“

München 1989

Schriften des Historischen Kollegs
im Auftrag der
Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft
herausgegeben von
Horst Fuhrmann
in Verbindung mit
Knut Borchardt, Lothar Gall, Alfred Herrhausen, Karl Leyser, Christian
Meier, Horst Niemeyer, Arnulf Schlüter, Rudolf Smend, Rudolf Vierhaus
und Eberhard Weis

Geschäftsführung: Georg Kalmer
Redaktion: Elisabeth Müller-Luckner
Organisationsausschuß:
Georg Kalmer, Franz Letzelter, Elisabeth Müller-Luckner, Heinz-Rudi Spiegel

Die Stiftung Historisches Kolleg hat sich für den Bereich der historisch orientierten Wissenschaften die Förderung von Gelehrten, die sich durch herausragende Leistungen in Forschung und Lehre ausgewiesen haben, zur Aufgabe gesetzt. Sie vergibt zu diesem Zweck jährlich Forschungsstipendien und alle drei Jahre den „Preis des Historischen Kollegs“.

Die Forschungsstipendien, deren Verleihung zugleich eine Auszeichnung für die bisherigen Leistungen darstellt, sollen den berufenen Wissenschaftlern während eines Kollegjahres die Möglichkeit bieten, frei von anderen Verpflichtungen eine größere Arbeit abzuschließen. Professor Dr. John C. G. Röhl (Sussex/England) war – zusammen mit Professor Dr. Wilfried Barner (Tübingen) und Professor Dr. Hartmut Boockmann (Göttingen) – Stipendiat des Historischen Kollegs im Kollegjahr 1986/87. Den Obliegenheiten der Stipendiaten gemäß hat John C. G. Röhl aus seinem Arbeitsbereich einen öffentlichen Vortrag zu dem Thema „Kaiser Wilhelm II. ‚Eine Studie über Cäsarenwahnsinn‘“ am 6. Juli 1987 in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gehalten.

Die Stiftung Historisches Kolleg wird vom Stiftungsfonds Deutsche Bank zur Förderung der Wissenschaft in Forschung und Lehre und vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft getragen.

Friends, Romans, countrymen, lend me your ears:
 I come to bury Caesar, not to praise him.
 The evil that men do lives after them,
 The good is oft interred with their bones;
 So let it be with Caesar.

(*Shakespeare. Julius Caesar, III,2*)

HUNDERT Jahre sind vergangen seit dem Tod Kaiser Wilhelms I.; hundert Jahre ist es auch her seit dem Tod seines einzigen Sohnes, Kaiser Friedrichs III., der mit der ältesten Tochter der Queen Victoria von England verheiratet war und der so viele Hoffnungen auf ein liberaleres, freieres, mit Westeuropa verbundenes Deutschland mit in sein Grab trug; hundert Jahre somit auch seit der Thronbesteigung des letzten deutschen Kaisers, Wilhelm II., dessen merkwürdige Persönlichkeit den Gegenstand meines Vortrags bildet.

Angesichts der Zentenarfeier dieses „Dreikaiserjahres“, das in der Öffentlichkeit viel Aufsehen erregt hat, und auch in Anbetracht der Tatsache, daß heuer institutionell wie offiziös intensiver als zuvor nach *geeigneten* historischen Vorbildern für die Bundesrepublik gesucht wird, ist es wichtig, daß die Charaktereigenschaften und die politischen Ansichten Kaiser Wilhelms II. richtig gesehen werden, und daß er nicht etwa – wie dies vor kurzem wieder geschehen ist – in die Nähe der Widerstandsbewegung gegen den Nationalsozialismus gerückt¹⁾ oder gar als Märtyrer und Sündenbock für die Fehler anderer dargestellt wird.²⁾

¹⁾ *Friedrich Wilhelm Prinz von Preußen. Das Haus Hohenzollern 1918–1945* (München, Wien 1985). Das Buch ist als Dissertation an der Universität München entstanden. Vgl. vor allem den folgenden Passus über die Einstellung Wilhelms II. zum Nationalsozialismus: „In der Ferne seines ausländischen Exils übersah der kaiserliche Vater die politische Situation aus einem größeren Abstand, der ihm eine gesicherte Kritikfähigkeit ermöglichte. Seine Gegnerschaft zum Nationalsozialismus konnte seit 1934 nicht mehr erschüttert werden ... Nur einer war der Mann seines ganzen Vertrauens: sein Enkel Prinz Louis Ferdinand ... der wie sein Großvater, der Kaiser, stets einen weiten Abstand vom Nationalsozialismus bewahrt hatte ... Es war nur konsequent, daß dieser Prinz und Anwärter auf den Thron schließlich nicht bei

den von den Nazis gleichgeschalteten Gruppierungen endete, sondern den Weg zur Widerstandsbewegung fand“ (S. 268f.). Diese Aussage des Verfassers überrascht um so mehr, als gerade das Hausarchiv des vormals regierenden preußischen Königshauses zahlreiche Belege aus der Doerner Exilzeit für die geistige Nähe Wilhelms II. zum Nationalsozialismus enthält.

²⁾ *Nicolaus Sombart*, Vortrag vom 13. April 1983 im Wissenschaftskolleg Berlin. Selbst die stark gekürzte Fassung dieses Vortrags, die in dem Jahrbuch des Wissenschaftskollegs gedruckt wurde, stellt einen sonderbaren Vergötterungsversuch Wilhelms II. dar, der unter den Tausenden von Schriften über den letzten deutschen Kaiser seinesgleichen sucht. Am Anfang wird auf die Johannespassion (11,49–53) verwiesen, und am Ende ist von „Wilhelm II., dem Sohn (der ans Kreuz geschlagen wird)“ die Rede (S. 309, 334). Für den, der mit dem Johannesevangelium nicht vertraut ist, wird der Vers 50 in folgender Weise mit Wilhelm in Verbindung gebracht: „Als der immer vorausgeahnte ... Zusammenbruch des Reiches schließlich eintrat, wird das Sacrificium kaltblütig vollzogen. Der Kaiser muß weg. Es wird jetzt klar ausgesprochen ... Dieser Mann da, Wilhelm II. von Hohenzollern, muß geopfert werden, damit Deutschland gerettet werde. „Es ist besser, ein Mensch sterbe für das Volk, denn das ganze Volk verderbe!“ (Joh. 11,50).“ (*Sombart* S. 331). Wiederholt spricht Sombart von Wilhelm II. als „Opfer“, „Sacrificium“ und „Sündenbock“ für das angeblich unregierbare Bismarckreich. Nicht nur belegt er diese seltsame These nicht; er plädiert auch dafür, daß man Wilhelm II. „völlig herausnehmen [muß] aus dem System der deutsch-nationalen Geschichtsortodoxie, deren Geisel er bis heute ist“ (S. 334). Nach Sombarts Interpretation sind die unzähligen kritischen Stellen über Wilhelm II. in den hinterlassenen Tagebüchern und Briefen der höchsten Führungsschicht des Kaiserreiches als Geschichtsquellen unbrauchbar; vielmehr handelt es sich dabei bloß um „Indikatoren des psychischen Klimas“, um „eine ganz eigentümliche Form von Duplizität ..., die an Schizophrenie grenzt, und der man überhaupt nicht mehr handlungstheoretisch, sondern nur noch psychoanalytisch beikommen kann“. Die überlieferte Kritik an Wilhelm ist nicht das, was sie zu sein scheint, sondern das Gegenteil: Ausdruck einer „Gegenaggression“, die ins Unbewußte abgedrängt wurde. Dieser „Leidensdruck“ der Eliten wurde noch nicht einmal von diesen erkannt, denn „das Verbot, seine Ursache zu identifizieren“, war „quasi absolut“. Bei den kritischen Geschichtsquellen über Wilhelm II. handelt es sich also – Sombart zufolge – immer um „Techniken der Hintergehung, die nicht dadurch weniger perfide sind, daß sie unbewußt bleiben. Immer handelt es sich um Handlungen und Reden, die von dem unbewußt gemachten, verdrängten, psychischen Aggressionspotential ... in einer Weise eingefärbt, modifiziert, ferngesteuert werden, die dem bewußten Tun konträr ist“ (S. 320). Es liegt auf der Hand, daß mit der Hinnahme solcher Interpretationsmethoden jede Aufdeckung und Bearbeitung von Geschichtsquellen – ja, die Geschichtswissenschaft überhaupt – sinnlos wäre. Siehe *Nicolaus Sombart*, *Der Kaiser und seine Kritiker. Gedanken zur Problematik der Beurteilung Wilhelms II.*, in: *Peter Wapnewski* (Hrsg.), *Wissenschaftskolleg Jahrbuch 1982/83*, 309–334.

Drei Jahrzehnte lang, während einer Epoche beispiellosen wirtschaftlichen, technischen und kulturellen Aufschwungs, trug Kaiser Wilhelm II. die „mächtigste Krone der Erde“.³⁾ Als der Erste Weltkrieg verloren war, mußte er die Flucht nach Holland ergreifen. Er starb dort am 4. Juni 1941 in dem festen Glauben, daß sein Lebenswerk nun doch kurz vor der Vollendung stand. Adolf Hitlers Feldzug gegen Polen sei „wunderbar“ und im „Altpreuss. Geist“ geführt worden, meinte er beglückt; die siegreichen Heerführer seien „meine Schule“.⁴⁾ Einem amerikanischen Freund schrieb er im Herbst 1940, dieser Krieg sei doch „a succession of miracles! The old Prussian spirit of Frd. Rex, of Clausewitz, Blücher, York, Gneisenau etc. has again manifested itself, as in 1870–71 ... The brilliant leading Generals in this war came from *My* school, they fought under my command in the [First] Worlds War as lieutenants, captains or young majors. Educated by Schlieffen they put the plans he had worked out under me into practice along the same lines as we did in 1914.“⁵⁾ Voller Bewunderung für Hitlers Neugestaltung Europas schrieb er: „Die Hand Gottes schafft eine neue Welt und wirkt Wunder ... Es entstehen *die Vereinigten Staaten von Europa* unter deutscher Führung, ein einiger europäischer Kontinent.“⁶⁾ Die Vorbedingung dazu sei freilich die Beseitigung des jüdischen Einflusses in Europa, aber selbst dies hätte Hitler ja im Griff. In einem Brief vom November 1940 heißt es: „The Jews [are] beeing [sic] thrust out of their nefarious positions in all countries, whom they had driven to hostility for centuries.“⁷⁾

³⁾ Philipp Graf zu Eulenburg an die Mutter, 4. Oktober 1888. Gedruckt in: *John C. G. Röhl* (Hrsg.), *Philipp Eulenburgs Politische Korrespondenz*, 3 Bde. (Boppard am Rhein, 1976–1983) (= *Deutsche Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts*, Band 52) Bd. I, Nr. 197.

⁴⁾ Kaiser Wilhelm II. an die Schwester, 18. Oktober 1939, eigenhändig. Archiv der Kurhessischen Hausstiftung, Schloß Fasanerie.

⁵⁾ Kaiser Wilhelm II. an Poultney Bigelow, 14. September 1940, eigenhändig. Bigelow Papers, New York Public Library.

⁶⁾ „The hand of God is creating a new World & working miracles ... We are becoming the *U.S. of Europe* under German leadership, a united European Continent, nobody ever hoped to see!“ Kaiser Wilhelm II. an die Schwester, 3. November 1940, eigenhändig. Archiv der Kurhessischen Hausstiftung, Schloß Fasanerie.

⁷⁾ Ebenda.

Solches Gedankengut war in monarchischen Kreisen zu jener Zeit noch weit verbreitet. Nach dem Angriff Hitlers auf die Sowjetunion schrieb Generalfeldmarschall August von Mackensen an den Kronprinzen, daß das derzeitige Weltgeschehen nichts anderes sei als der „2. Abschnitt des 1914 begonnenen Weltkrieges“⁸⁾; der 20. Juli 1944 war für Mackensen, wie er an seinen „Führer“ schrieb, ein „fluchwürdiges Attentat“ und „eine verhängnisvolle Entweihung ... unserer Armee“.⁹⁾

Der zweite Deutsche, auf den ich in meinem Titel anspiele, repräsentierte hingegen tatsächlich „das andere Deutschland“. Ludwig Quidde gehörte zwar zur gleichen Generation wie Wilhelm II., sonst aber kann der Gegensatz zwischen den beiden Männern kaum größer gedacht werden. Der 1858 in Bremen geborene, in München lebende Historiker gab als Schüler und Nachfolger Julius Weizsäckers im Auftrag der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften fünfzig Jahre lang die „Deutschen Reichstagsakten“ heraus. Er war Direktor des Preußischen Historischen Instituts in Rom. Die Veranstaltung der ersten deutschen Historikertage in München, Leipzig und Frankfurt geht hauptsächlich auf ihn zurück. Politisch gehörte Quidde zu der fortschrittlich-liberalen Richtung, die mit dem Tode Kaiser Friedrichs III. in Deutschland zunächst ausgeschaltet worden war. Er trat der Deutschen Volkspartei bei, wurde Mitglied des Bayerischen Landtags und setzte sich in der süddeutsch-demokratischen Tradition für eine Allianz zwischen Linksliberalen und Sozialdemokraten ein. 1919 wurde er für die Deutsche Demokratische Partei in die Weimarer Nationalversammlung gewählt. Er war nicht nur süddeutsch-sozialer Demokrat, sondern auch führendes Mitglied der Friedensbewegung, trat schon 1894 der Deutschen Friedensgesellschaft bei, deren Vorsitzender er im Mai 1914 wurde – auch das eine Ironie des Schicksals. 1927 erhielt er den Friedensnobelpreis. Mit der „Machtergreifung“ Hitlers emigrierte Ludwig Quidde in die Schweiz; 1940, kurz vor seinem Tode, wurde ihm die deutsche Staatsangehörigkeit aberkannt.¹⁰⁾

⁸⁾ Generalfeldmarschall August von Mackensen an Kronprinz Wilhelm, 21. Dezember 1941, Abschrift. BA-MA Freiburg, N39/42.

⁹⁾ Generalfeldmarschall August von Mackensen an Adolf Hitler, 21. Juli 1944, Abschrift. BA-MA Freiburg, N39/60.

¹⁰⁾ Vgl. *Hans Wehberg*, Ludwig Quidde, Ein deutscher Demokrat und Vorkämpfer der Völkerverständigung (Offenbach 1948); *U.-F. Taube*, Ludwig Quidde (1963).

Zwei deutsche Schicksale, die chronologisch die gesamte Geschichte des deutschen Nationalstaates von Bismarcks Ernennung bis zu Hitlers Angriff auf die Sowjetunion umspannen: zwei deutsche Weltanschauungen, die auch – ich vereinfache, um zu verdeutlichen – die zwei Optionen andeuten, die das im kleindeutschen Reich geeinigte deutsche Volk im wesentlichen gehen konnte: hier der nationale „Sonderweg“, die Verherrlichung der preußischen Militärmonarchie, der Kampf gegen Ost und West um die Hegemonie in Europa, dort der freiheitlich-parlamentarische Verfassungsstaat in friedfertiger Anlehnung an das Abendland. Als diese zwei Traditionen miteinander in Berührung kamen, gab es Funken.

II

Kurz nach der Thronbesteigung Wilhelms II. setzte Ludwig Quidde seine glänzende akademische Karriere mit einer Mahnschrift an das deutsche Volk aufs Spiel. Seine 1894 erschienene kleine Schrift – sie umfaßt nur 17 Druckseiten – war getarnt als historische Abhandlung über den römischen Kaiser Caligula, sie war versehen mit zahlreichen Quellenhinweisen auf Tacitus, Dio Cassius, Seneca und Sueton und trug den Titel: „Caligula. Eine Studie über römischen Cäsarenwahnsinn“.¹¹⁾ Doch jeder erkannte sofort in Quiddes Schilderung des verrückten „Caligula“ den regierenden deutschen Kaiser! Das kleine Pamphlet wurde zur Weltsensation; in kürzester Zeit erlebte es 30 Auflagen; mit Hunderttausenden von Exemplaren war „Caligula“ bei weitem die erfolgreichste politische Schrift in der Geschichte des Kaiserreichs.

Quidde hatte darauf bestanden, seinen Namen als Verfasser offen anzugeben. Sein Kalkül, daß kein Staatsanwalt öffentlich würde zugeben können, bei dieser Beschreibung eines wahnsinnigen römischen Herrschers spontan an Kaiser Wilhelm II. gedacht zu haben, ging sogar bis zu einem gewissen Grade auf: statt einer Gefängnisstrafe von vier bis fünf Jahren, die sein Rechtsanwalt voraussagte, saß der Historiker „nur“ drei Monate in Stadelheim ab. Weitaus schlimmer waren für ihn die beruflichen Folgen: Die meisten Kollegen kehrten ihm den Rücken, die Münchener Historische Kommission entzog ihm die Leitung der „Deutschen Reichstagsakten“, und

¹¹⁾ *Ludwig Quidde*, Caligula. Eine Studie über römischen Cäsarenwahnsinn (Leipzig ¹²1894).

nur nach harten Kämpfen gelang es seinen Freunden in der Kommission, ihm eine Sonderaufgabe innerhalb des Gesamtunternehmens zuzuweisen, die ihm die Fortsetzung der Editionstätigkeit ermöglichte.¹²⁾

Was Quidde zu dieser dramatischen und für ihn so verhängnisvollen Flucht in die Öffentlichkeit verleitete, war mehr als nur die bereits erwähnte politische Differenz zwischen ihm und dem jungen Kaiser. Es war die Überzeugung, wie der Untertitel der Schrift verdeutlicht, daß Wilhelm II. an „Cäsarenwahnsinn“ leide, und daß die Gefahren dieser geistigen Abnormität in einem durch höfischen Byzantinismus und monarchistischen Massenjubel korrumpierten Deutschland verkannt werden könnten!

Als hervorragendes Symptom dieser pathologischen Geistesverfassung nannte Quidde den „bis zur Selbstvergötterung gesteigerten ... Größenwahn“. Der Glaube solcher Herrscher, „in einem besonderen Verhältnis zur Gottheit“ zu stehen, „sich für die Auserwählten derselben“ zu halten und schließlich „für sich selbst göttliche Verehrung zu beanspruchen“, bilde den „äußersten Gipfel des Cäsarenwahns“.¹³⁾

Aus dieser Selbstvergötterung resultiere dann ein „blutiges Wüten“ gegen jeden, der Kritik übe oder auch nur zur Besonnenheit rate. In einer unmißverständlichen Anspielung auf Bismarcks Entlassung schrieb Quidde, „der Kaiser konnte keine selbständige Kraft neben sich ertragen; – er wollte sein eigener Minister sein, und nicht nur das: – auf jedem Gebiet auch selbständig eingreifen“.¹⁴⁾ Diese anscheinend „ziel- und sinnlose Grausamkeit“ habe, laut Quidde, den Zweck, jedermann die Macht des Herrschers fühlen zu lassen. Davon seien zunächst weniger die breiten Massen des Volkes als „die höher gestellten Gesellschaftsklassen, vornehme Familien und hohe Beamte“ betroffen, denn „mit cynischem Behagen suchen solche Herrscher bald alles herabzudrücken, was neben ihnen selbständige Geltung beanspruchen kann“. Von Caligula sei überliefert, wie er darauf ausging, „hochgestellte Männer zu ernied-

¹²⁾ Ludwig Quidde, *Caligula* ... 31. Auflage, ergänzt durch Erinnerungen des Verfassers. Im Kampf gegen Cäsarismus und Byzantinismus (Berlin 1926). Siehe auch: Ludwig Quidde: *Caligula. Schriften über Militarismus und Pazifismus*. Mit einer Einleitung herausgegeben von Hans-Ulrich Wehler (Frankfurt/M. 1977).

¹³⁾ *Caligula*, 7, 16.

¹⁴⁾ Ebenda 6.

rigen, sie zwang, als Gladiatoren aufzutreten, ... ihnen den Fuß zum Kusse reichte, – der Handkuß [so Quidde] galt wohl kaum mehr als eine Erniedrigung, sondern eher als eine Ehre“! Fatal sei vor allem die Auswirkung eines solchen Benehmens „im eigentlichen Staatsleben“, denn wer so „mit den Stellen der Civilverwaltung und des Heeres“ wirtschaftete, wirke schließlich „zersetzend auf die ganze Staatsverwaltung“ ein, meinte Quidde fast hellseherisch.¹⁵⁾

Der Größenwahn zeitige ferner eine „ungemessene Prunk- und Verschwendungssucht“, die sich bei Festen, Mahlzeiten und Geschenken, in Kleidung, besonders auch in der Einrichtung seiner Paläste und Villen und der mit unsinnigem Luxus ausgestatteten kaiserlichen Yachten zeige. Er könne sich auch „in riesenhaften Bauten und Bauprojekten“ äußern.¹⁶⁾ Gefährlich werde dieser Charakterzug allerdings auf militärischem Gebiet. Geradezu prophetisch wirkt Quiddes Erkenntnis zu diesem frühen Zeitpunkt (1894), daß der junge Kaiser unter einer „ins Krankhafte verzerrte[n] Vorliebe für die See“ leide, die den „phantastischen Gedanken einer Bezwingung des Weltmeeres“ zum Ziele habe.¹⁷⁾

Nicht weniger bedenklich sei aber auch sein „Heißhunger nach militärischen Triumphen“ zu Lande. Gerade hier, so Quidde, grenzten „das Grausige und das Lächerliche ... hart aneinander“. Denn einerseits könne diese „Vorliebe für ... ruhsüchtige Aktionen“ tatsächlich zu „wahren Völkermetzeleien“ führen, andererseits schlage sie, „wenn der Schein an Stelle schrecklicher Wirklichkeit tritt, gar leicht ins Komisch-Kindische um“, und es komme dann zu „spielerischen Manövern“, die „zu einer von aller Welt belachten Farce“ ausarteten.¹⁸⁾

Neben dem Größenwahn und der Grausamkeit sei bei dem Kaiser denn auch ein „komödiantischer Zug“ zu erkennen. Dieser komme in seiner „unangemessenen Passion für Theater und Circus“, in einer „absonderlichen Vorliebe für auffallende Kleidung und deren fortwährenden Wechsel“, vor allem aber in der „Verummungsspielerei“ zum Ausdruck, die den Kaiser dazu treibe, sich als Gott oder auch als Göttin zu verkleiden. Quidde erwähnt in seiner Mahnschrift sogar die Angewohnheit „Caligulas“, „nachts Senatoren aus ihren Betten“ aufzuschrecken, „nur um ihnen vorzu-

¹⁵⁾ Ebenda 7, 14f.

¹⁶⁾ Ebenda 8f.

¹⁷⁾ Ebenda 11f.

¹⁸⁾ Ebenda 10f.

tanzen“. In diesem „komödiantischen Zuge des Cäsarenwahnsinns“ zeige sich vor allem „eine krankhaft-phantastische Anlage, gleichsam die stehen gebliebene Neigung des Kindes, seine Phantasiegebilde mit der realen Welt zu verschmelzen“.¹⁹⁾

Schließlich erwähnte Quidde als „durchgehenden Charakterzug“ des Kaisers seine „Nervosität“, die „nervöse Hast“, mit der er „unaufhörlich ... sprunghaft und oft widerspruchsvoll ... von einer Aufgabe zur andern eilte“. Diese „Rast- und Ruhelosigkeit“, diese „Unberechenbarkeit seiner Einfälle und Eindrücke“, brachte Quidde in Zusammenhang mit der Epilepsie. Überhaupt entspreche der „Entwicklung zu geistiger Störung ... bei ihm ja auch offenbar eine ursprünglich krankhafte Anlage“.

Quidde schreibt: „Schon die Zeitgenossen haben Caligula für richtig geisteskrank gehalten, und es ist nicht recht verständlich, wie ein neuerer Historiker noch daran zweifeln kann.“ Rätselhaft sei für ihn allerdings, daß ein mündiges Volk die Herrschaft eines solchen Menschen dulde. Von dem historischen Caligula meinte Quidde: „Ganz Rom setzte er ... in Schrecken, und doch ermannte sich dieses Rom nicht, das Joch des Kranken ... von sich abzuschütteln. Der Senat wagte es nicht, ihn abzusetzen oder eine Regentschaft zu beschließen ... So tief gesunken war der Staat.“²⁰⁾

Ich würde gerne wissen, meine Damen und Herren, wie Sie auf diese Ausführungen eines politisch engagierten Historikers von vor hundert Jahren reagieren. Ich nehme an, die meisten von Ihnen sind verwundert wenn nicht gar befremdet. Sie fragen sich vielleicht, wie ein so kluger Mann so viel riskieren konnte, um ein Kaiserbild an die Öffentlichkeit zu bringen, das offenbar nicht stimmte. Denn *daß* es nicht stimmte – darüber kann es wohl keine Diskussion geben. Kaiser Wilhelm „größenwahnsinnig“, von „Prunksucht“ befallen, nach militärischen Triumphen auf dem Manöverfeld und auf den Weltmeeren lechzend, ein „Komödiant“, der sich verkleidete, anderen vortanzte, der hochgestellte Personen seiner Umgebung erniedrigte, der bisweilen grausam um sich wütete und die Staatsverwaltung und das Heerwesen mit seinem Gehabe korrumpierte, – das ist doch nicht der Kaiser, wie er in der Volkserinnerung und in den Geschichtsbüchern steht! Solche krankhaften Charakterzüge hätten doch andere Zeitgenossen auch beobachtet und schriftlich fixiert,

¹⁹⁾ Ebenda 12.

²⁰⁾ Ebenda 17–20.

und Historiker hätten derartige Quellen später aufgefunden und ausgewertet. Nein, so werden Sie wohl meinen, Ludwig Quidde hätte seine Talente besser für andere Zwecke eingesetzt, als seine glänzende akademische Laufbahn für eine solche Verzerrung der Wirklichkeit zu opfern!

Und doch: die Quellen aus der Kaiserzeit sind in großer Zahl und Vielfalt überliefert und liegen zum Teil jetzt auch veröffentlicht – wenn auch nicht immer in wissenschaftlich akzeptabler Form – vor.²¹⁾ Wenn wir überprüfen, was die eingeweihten Zeitgenossen wirklich über ihren Kaiser niederschrieben, so kommen wir sehr schnell zu der Einsicht, daß die Broschüre Quiddes – vielleicht mehr noch, als der Verfasser dies ahnte – eine fast unheimliche Vorwegnahme dessen darstellt, wie sich die Persönlichkeit Wilhelms II. entwickeln und wie das Deutsche Kaiserreich unter seiner Herrschaft in dem unberechenbaren „Zickzackkurs“ auf den Abgrund zusteuern sollte.

III

Zu diesen Charaktereigenschaften führe ich hier der Reihe nach einige Beispiele aus den jetzt verfügbaren Quellen an.

Die größtenwahnsinnige Selbstverherrlichung Wilhelms II. ist hundertfach zu belegen. Sie trägt von Anfang an unverkennbar einen paranoiden Zug. Noch vor seiner Thronbesteigung hatte Wil-

²¹⁾ Sehr zu bemängeln ist z. B. die in den frühen 1920er Jahren von Heinrich Otto Meisner besorgte Edition der dreibändigen „Denkwürdigkeiten“ des Generalstabschefs und Generalfeldmarschalls Grafen Alfred von Waldersee. Meisner hat die Tagebücher Waldersees eigenwillig umformuliert mit der Begründung, daß Waldersee selber gewisse „Berichtigungen“ und „Änderungen“ vorgenommen hätte, wenn er seine Tagebücher für die Veröffentlichung noch hätte durchsehen können. Siehe *Heinrich Otto Meisner* (Hrsg.), *Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Alfred Grafen von Waldersee*, 3 Bde. (Stuttgart, Berlin 1922–1923). Darüber hinaus hat Meisner das ursprüngliche Tagebuchmanuskript an manchen Stellen bis zur Unleserlichkeit verunstaltet. – In ähnlicher Weise ist Walter Görlitz noch in den 1960er Jahren mit den Vorkriegstagebüchern des Admiral Georg Alexander von Müller vorgegangen. Siehe *Walter Görlitz* (Hrsg.), *Der Kaiser ... Aufzeichnungen des Chefs des Marinekabinetts Admiral Georg Alexander von Müller über die Ära Wilhelms II.* (Göttingen 1965). Vgl. dazu *John C. G. Röhl*, *Admiral von Müller and the Approach of War 1911–1914*, in: *The Historical Journal* XII, 4 (1969) 651–673.

helm gedroht: „Wehe, wenn ich zu befehlen haben werde!“²²⁾ Noch vor der Entlassung Bismarcks wollte er jeden Gegner „zerschmettern“.²³⁾ Er allein sei Herr im Reich, er dulde keinen anderen.²⁴⁾ In das Goldene Buch der Stadt München trug er den Spruch ein: „Suprema lex regis voluntas“.²⁵⁾ Seinem Onkel, dem künftigen König von England, erklärte er: „I am the sole master of German policy and my country must follow me wherever I go.“²⁶⁾ An eine englische Freundin schrieb er noch 1910: „What the German Emperor, King of Prussia thinks right and best for his people he does“; da hätten weder Minister noch das Volk mitzureden.²⁷⁾ Als er 1912 gegen den ausdrücklichen Wunsch des Reichskanzlers und des Auswärtigen Amtes den Fürsten Lichnowsky zum Botschafter in London ernannte, schrieb er: „Ich schicke nur einen Botschafter nach London, der *Mein* Vertrauen hat, *Meinem* Willen pariert, *Meine* Befehle ausführt.“²⁸⁾ In dem Tagebuch des Marinekabinettschefs lesen wir, wie der Kaiser erklärte, seine Diplomaten hätten so „die Hosen voll“, daß die ganze Wilhelmstraße zum Himmel stinke.²⁹⁾ Selbst den preußischen Kriegsminister und den Chef des Militärkabinetts redete er mit den Worten „Ihr alten Esel“ an.³⁰⁾ Einer Versammlung von Admiralen rief er zu: „Ihr wißt alle gar nichts. Nur ich weiß et-

²²⁾ Prinz Wilhelm von Preußen an Bismarck, 14. Januar 1888, gedr. in: *Otto Fürst von Bismarck*, Erinnerung und Gedanke. Die Gesammelten Werke, XV (Berlin 1932) 470.

²³⁾ Rede vor dem Brandenburgischen Provinziallandtag am 5. März 1890, gedr. in: *Johannes Penzler*, Die Reden Kaiser Wilhelms II. in den Jahren 1888–1895 (Leipzig, o. D.) 95 ff.

²⁴⁾ Rede gehalten in Düsseldorf am 4. Mai 1891, in: *Penzler*, Reden, 176 ff.

²⁵⁾ Vgl. dazu *Erich Eyck*, Das Persönliche Regiment Wilhelms II. Politische Geschichte des deutschen Kaiserreiches von 1890 bis 1914 (Erlenbach-Zürich 1948) 61.

²⁶⁾ *Bernhard Fürst von Bülow*, Denkwürdigkeiten, 4 Bde. (Berlin 1930–31) I, 316.

²⁷⁾ Kaiser Wilhelm II. an Lady Mary Montagu, 8. Januar 1910. Zit. in: *John C. G. Röhl*, Kaiser, Hof und Staat. Wilhelm II. und die deutsche Politik (München 1987) 20.

²⁸⁾ Randbemerkung auf Bethmann Hollweg an Kaiser Wilhelm II., 3. Oktober 1912, in: *John C. G. Röhl*, Zwei deutsche Fürsten zur Kriegsschuldfrage. Lichnowsky und Eulenburg und der Ausbruch des 1. Weltkriegs (Düsseldorf 1971) 16.

²⁹⁾ *Görlitz*, Der Kaiser, 109.

³⁰⁾ *Robert Graf von Zedlitz-Trützschler*, Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof (Stuttgart, Berlin, Leipzig 1924) 68.

was, nur ich entscheide.“³¹⁾ Während der Kaisermanöver im Winter 1903 hat sich der Kaiser „wiederholt in abfälliger Weise über den Generalstab geäußert“ und ist vor den versammelten Offizieren „so weit gegangen zu sagen, er brauche keinen Generalstab, er mache Alles allein mit seinen Flügel Adjutanten“.³²⁾

Der brutale Ton, der hier bereits anklingt, nahm nicht selten ganz fürchterliche Formen an. In seiner wohl schlimmsten Rede befahl er den deutschen Truppen, die nach China eingeschifft wurden, sich wie die Hunnen zu benehmen. „Kommt Ihr vor den Feind“, so sagte er, „so wird er geschlagen, Pardon wird nicht gegeben; Gefangene nicht gemacht. Wer Euch in die Hände fällt, sei in Eurer Hand. Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter ihrem König Etzel sich einen Namen gemacht, der sie noch jetzt in der Ueberlieferung gewaltig erscheinen läßt, so möge der Name Deutschland in China in einer solchen Weise bekannt werden, daß niemals wieder ein Chinese es wagt, etwa einen Deutschen auch nur scheel anzusehen.“³³⁾ Man möchte tatsächlich glauben, wie Marion Dönhoff in einer Münchener Vorlesung kürzlich gemeint hat, hier „Hitlers Stimme am Vorabend des Zweiten Weltkrieges zu hören“, nicht die des Kaisers im Jahr 1900!³⁴⁾ Doch es wird noch schlimmer. Nach der Schlacht von Tannenberg im September 1914 schildert Admiral von Müller in seinem Tagebuch, wie der Kaiser vorschlug, die 90000 russischen Kriegsgefangenen auf die Kurische Nehrung in der Ostsee zu treiben, bis sie vor Hunger und Durst umkämen.³⁵⁾

³¹⁾ Friedrich von Holstein an Philipp Graf zu Eulenburg, 3. März 1897, *Röhl, Eulenburgs Korrespondenz*, III, Nr. 1300.

³²⁾ General Graf Alfred von Waldersee, Tagebuch, 5. Januar 1904, Zentrales Staatsarchiv Merseburg, Nachlaß Waldersee. Vgl. *Meisner, Waldersees Denkwürdigkeiten*, III, 225 f.

³³⁾ Originalfassung der „Hunnenrede“ vom 27. Juli 1900, zit. nach: *Bernd Sösemann*. Die sog. Hunnenrede Wilhelms II. Textkritische und interpretatorische Bemerkungen zur Ansprache des Kaisers vom 27. Juli 1900 in Bremerhaven, in: *HZ* 222 (1976) 342–358.

³⁴⁾ *Marion Gräfin Dönhoff*. Preußen – Maß und Maßlosigkeit, Vortrag gehalten am 18. November 1986 in der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, München.

³⁵⁾ Tagebucheintragung Admiral von Müllers vom 4. September 1914, BA-MA Freiburg, Nachlaß Müller 4/292. Die Stelle fehlt bei *Walter Görlich* (Hrsg.), *Regierte der Kaiser? Kriegstagebücher, Aufzeichnungen und Briefe des Chefs des Marine-Kabinetts Admiral Georg Alexander von Müller 1914–1918* (Göttingen 1959) 54f.

Dieser gewalttätige Zug war bei Wilhelm so elementar, daß er sich im gleichen Maße gegen das eigene Volk, gegen Aristokraten wie Arbeiter, ja selbst gegen andere Monarchen und die eigenen Familienmitglieder richten konnte. Während eines Trambahner-Streiks telegraphierte der Kaiser an den Kommandeur von Berlin: „Ich erwarte, daß beim Einschreiten der Truppe mindestens 500 Leute zur Strecke gebracht werden.“³⁶⁾ Bei einer anderen Gelegenheit meint er: „Ehe nicht die sozialdemokratischen Führer durch Soldaten aus dem Reichstag herausgeholt und füsiliert sind, ist keine Besserung zu erhoffen.“³⁷⁾ 1903 schilderte er, wie er mit einer Revolution fertig zu werden gedenke: Er würde alle Sozialdemokraten zusammenschießen, aber erst, nachdem sie „ordentlich Juden und Reiche geplündert“ hätten.³⁸⁾ Am Silvesterabend 1905 ließ sich Wilhelm unter dem wiederangezündeten Tannenbaum die Weltlage durch den Kopf gehen und schrieb dann an Reichskanzler von Bülow: „Erst die Sozialisten abschießen, köpfen und unschädlich machen, wenn nötig per Blutbad, und dann Krieg nach außen, aber nicht vorher und nicht à tempo.“³⁹⁾ Nach Hindenburgs Tod rief er aus, in Erwartung seiner Restauration: „Blut muß fließen, viel Blut, bei den Offizieren und den Beamten, vor allem beim Adel, bei allen, die mich verlassen haben.“⁴⁰⁾

Auch wer solche Äußerungen kennt – einige der oben zitierten Stellen liegen seit über 60 Jahren gedruckt vor –, wird schockiert sein über die Brutalität, mit der der Kaiser über die jüdische Minderheit in Deutschland sprach. „Die tiefste, gemeinste Schande, die je ein Volk in der Geschichte fertiggebracht, die Deutschen haben sie verübt an sich selbst“, schrieb er nach der Revolution, die ihn vom Throne getrieben hatte. Die Deutschen seien aber – ich zitiere

³⁶⁾ *Zedlitz-Trützschler*, *Zwölf Jahre*, 75.

³⁷⁾ Philipp Graf zu Eulenburg an Bernhard Graf von Bülow, 21. Juli 1899. *Röhl*, Eulenburgs Korrespondenz, III, Nr. 1399.

³⁸⁾ Eulenburg an Bülow, 9. August 1903, ebenda S. 2098; vgl. auch S. 2095. Ähnlich hatte sich Wilhelm II. schon Jahre zuvor geäußert. Siehe *Chlodwig Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst*, *Denkwürdigkeiten*, 2 Bde. (Stuttgart, Leipzig 1907) II, 459.

³⁹⁾ Kaiser Wilhelm II. an Bernhard Fürst von Bülow, 31. Dezember 1905. Zit. nach *Bülow*, *Denkwürdigkeiten*, II, 198.

⁴⁰⁾ Tagebucheintragung Sigurd von Ilsemanns vom 22. August 1934. Die Stelle ist nicht enthalten in *Harald von Koenigswald* (Hrsg.), *Sigurd von Ilsemann, Der Kaiser in Holland. Aufzeichnungen des letzten Flügeladjutanten Kaiser Wilhelms II.*, 2 Bde. (München 1967–68) II, 274.

weiter – „angehetzt und verführt [worden] durch den ihnen verhaßten Stamm Juda, der Gastrecht bei ihnen genoß! Das war sein Dank! Kein Deutscher vergesse das je, und ruhe nicht bis diese Schmarotzer vom Deutschen Boden vertilgt und ausgerottet sind! Dieser Giftpilz am Deutschen Eichbaum!“ Diese Sätze hat Wilhelm II. eigenhändig am 2. Dezember 1919 geschrieben.⁴¹⁾ Es handelt sich dabei aber keineswegs nur um eine „singuläre Briefstelle“, die zudem noch „ausgesprochen metaphorischen Charakter“ besitzt und letzten Endes durch die momentane Verbitterung des Monarchen über Revolution, Thron- und Kriegsverlust und Versailler Diktat erklärt und entschuldigt werden könnte, wie von monarchistischer Seite behauptet worden ist⁴²⁾, denn ganz ähnliche Obszönitäten kommen in der Korrespondenz des Kaisers aus den 1920er und 1930er Jahren immer wieder vor.

Auch der „komödiantische Zug“, das „Komisch-Kindische“ am Kaiser, die eigenartige Mischung des Grausigen mit dem Lächerlichen in seinem Charakter, die Ludwig Quidde in seiner Caligula-Schrift hervorhebt, läßt sich in Überfülle belegen. Fürst Hohenlohe schildert in seinen Denkwürdigkeiten, wie Wilhelm gern seine Ringe nach innen drehte, um dann die Hand von Besuchern so fest zu drücken, daß ihnen die Tränen kamen.⁴³⁾ Mehrfach bezeugt ist der Vorfall, bei dem der Kaiser dem Zaren Ferdinand von Bulgarien öffentlich einen wuchtigen Schlag auf den Hintern gab.⁴⁴⁾ Einem russischen Großfürsten schlug er mit dem Marschallstab auf den Rücken.⁴⁵⁾ Der Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha wurde „in regelrechter Weise“ vom Kaiser „verprügelt“, wie sich der Hofmarschall Graf Zedlitz-Trützschler notierte.⁴⁶⁾

⁴¹⁾ Kaiser Wilhelm II. an Generalfeldmarschall August von Mackensen, 2. Dezember 1919, zit. nach Röhl, Kaiser, Hof und Staat, 22.

⁴²⁾ Siehe Veit Veltzke, Wilhelm II. und die deutsche Politik. Anmerkungen zu einem neuen Buch und seinem Autor, in: Erbe und Auftrag, Zeitschrift zur Förderung des monarchischen Gedankens, 20. Jahrgang, Nr. 6 (November-Dezember 1987) 74 ff. Richtig ist allerdings, daß Wilhelm II. über die Ereignisse des 9. November 1938 zutiefst empört war. Vgl. seine von seinem Adjutanten festgehaltenen Äußerungen vom 14. November 1938, in: Isemann, Kaiser in Holland, I, 313.

⁴³⁾ Hohenlohe-Schillingsfürst, Denkwürdigkeiten, II, 464.

⁴⁴⁾ Rudolf Vierhaus (Hrsg.), Das Tagebuch der Baronin Spitzemberg geb. Freiin v. Varnbüler. Aufzeichnungen aus der Hofgesellschaft des Hohenzollernreiches (Göttingen 1960) 517.

⁴⁵⁾ Zedlitz-Trützschler, Zwölf Jahre, 68 f.

⁴⁶⁾ Ebenda, 118.

Auf den vielen Schiffsreisen des Kaisers ging es besonders „lustig“ zu! Ein schwäbischer Diplomat berichtet, wie er sich mit einem anderen hochgestellten Fahrtgenossen „mit einer großen Zervelatwurst“ zu „siamesischen Zwillingen“ zusammenbinden ließ.⁴⁷⁾ Auf einer anderen Fahrt schrieb er: „Morgens machen wir mitsamt dem Kaiser gesundheitshalber „Freiübungen“ ... Ein ulkiger Anblick: Wenn all die alten Kracher von Militärs gemeinsam die Kniebeuge machen müssen mit verzerrten Gesichtern! Der Kaiser lacht manchmal laut auf und hilft mit Rippenstößen nach. Die alten Knaben tun dann so, als ob diese Auszeichnung ihnen eine besondere Freude machen würde, ballen aber die Faust in der Tasche und schimpfen nachher unter sich über den Kaiser wie alte Weiber.“⁴⁸⁾ Philipp Graf zu Eulenburg, des Kaisers bester Freund, war anfangs noch geneigt, solchen „Unsinn“ als „Jungenstreiche“ zu bezeichnen. Von der Nordlandreise 1890 berichtete er der Kaiserin von „allerhand Belustigungen, wie sie etwa die „Tertia“ einer Schule unternehmen würde, wenn sie gemeinsam sonntags eine Landpartie macht. Hindernisspringen, Bockspringen, Kopfstehen, Fangen wurde gespielt. Alsdann wurden Görtz und Kiderlen überfallen, in einen Karren gesetzt und mit dem Karren umgeworfen, – schließlich schlug Görtz den Abhang hinunter Purzelbäume, und sein mächtiger Körper flog auf der Wiese umher, als wäre ein Hippopotamus wahnsinnig geworden. Er erntete mit Recht stürmischen Beifall. Der Kaiser war ausgelassen, lustig und froh.“⁴⁹⁾ Mit der Zeit war er ebenfalls angeekelt durch dieses alltägliche „Schauspiel“, bei dem „alle alten Exzellenzen und Würdenträger unter Geschrei und Witzen zum Turnen antreten“ mußten. Von seiner letzten Nordlandfahrt im Sommer 1903 berichtet er, wie er sich auf der kaiserlichen Jacht nachts schlafen legte und dann um Mitternacht „plötzlich die laut lachende, schreiend schallende Stimme des Kaisers vor meiner Tür [hörte]: Er jagte die alten Exzellenzen Heintze, Kessel, Scholl etc. durch die Gänge des Schiffes zu *Beit*“.⁵⁰⁾ Während der zweiten Ma-

⁴⁷⁾ Ernst Jäckh (Hrsg.), Kiderlen-Wächter, der Staatsmann und der Mensch, 2 Bde. (Berlin 1924) I, 95.

⁴⁸⁾ Ebenda, I, 124.

⁴⁹⁾ Fürst Philipp zu Eulenburg, Mit dem Kaiser als Staatsmann und Freund auf Nordlandsreisen, 2 Bde. (Dresden 1931) I, 107. Vgl. jetzt Birgit Marschall, Die Nordlandfahrten Kaiser Wilhelms II. (Magisterarbeit im Fachbereich 10 der Universität Frankfurt am Main, Dezember 1987).

⁵⁰⁾ Eulenburg an Bülow, 26. Juli 1903. Röhl, Eulenburgs Korrespondenz, III, Nr. 1498. Vgl. Bülow, Denkwürdigkeiten, I, 456.

rokkokrise 1911 notierte Admiral von Müller in sein Tagebuch: „Beim Turnen morgens große Albernheit. S. M. schneidet Scholl mit einem Taschenmesser die Hosenträger durch.“⁵¹⁾

Quidde beschreibt, wie Caligula hochgestellte Männer zwang, sich als Gladiatoren zu verkleiden. In einer jüngst aufgefundenen Aufzeichnung des bayerischen Gesandten in Berlin, Graf Lerchenfeld, lesen wir, wie der Kaiser seinen Generaladjutanten Friedrich von Scholl zum Gardekapitän ernannte und diesen dann zwang, „in einem Phantasiekostüm des achtzehnten Jahrhunderts mit Perücke und Zopf [zu] erscheinen und sich immer hinter dem Kaiser [zu] halten“.⁵²⁾ Quidde vermutet, daß am Hofe Caligulas der Handkuß nicht mehr als Erniedrigung, sondern als eine Ehre empfunden wurde; von einigen der Flügeladjutanten Wilhelms II. wissen wir, daß sie bei jeder Begegnung mit dem Kaiser in die Knie fielen, um ihm die Hand zu küssen.⁵³⁾

Was es mit der „Vermummungsspielerei“ und dem Vortanzen in der kaiserlichen Umgebung auf sich hatte, darüber gibt ein Brief des Theaterintendanten Georg von Hülsen eindrucksvolle Auskunft. An einen hessischen Reichsgrafen schrieb er im Herbst 1892 im Hinblick auf die bevorstehende Kaiserjagd in Liebenberg: „Sie müssen von mir als dressierter Pudel vorgeführt werden! – Das ist ein „Schlager“ wie kein anderer. Bedenken Sie: hinten *geschoren* (Tricot), vorn langer Behang aus schwarzer oder weißer Wolle, hinten unter dem echten Pudelschwanz eine markierte Darmöffnung und, sobald Sie „schön machen“, *vorne* ein Feigenblatt. Denken Sie wie herrlich, wenn Sie bellen, zur Musik heulen, eine Pistole abschießen oder andere Mätzchen machen. Das ist einfach *großartig*!! ... Ich sehe bereits S. M. lachen wie wir.“⁵⁴⁾ Im November 1908 starb der Bruder Georg Hülsens, Graf Dietrich von Hülsen, immerhin General der Infanterie und Chef des Geheimen Militärkabinetts, wäh-

⁵¹⁾ Admiral von Müller, Tagebucheintragung vom 6. Juli 1911. Gedr. in *John C. G. Röhl*, Deutschland ohne Bismarck. Die Regierungskrise im Zweiten Kaiserreich (Tübingen 1969) 32. Vgl. *Görlitz*, Der Kaiser, 172.

⁵²⁾ *Dieter Albrecht* (Hrsg.), Hugo Graf Lerchenfeld-Köfering, Kaiser Wilhelm II. als Persönlichkeit und Herrscher (= Regensburger Historische Forschungen Band 11) (Kallmünz/Opf. 1985) 11.

⁵³⁾ Siehe *Görlitz*, Der Kaiser, 188f.

⁵⁴⁾ Georg von Hülsen an Emil Graf Görtz, 17. Oktober 1892. Gedr. in *Röhl*, Eulenburgs Korrespondenz, II, 953.

rend er in Donaueschingen – in einen großen Federhut und ein Ballettröckchen gekleidet – dem Kaiser vortanzte.⁵⁵⁾

Kurz nach diesem traurigen Vorfall schrieb Graf Zedlitz-Trützschler über den Kaiser: „Er ist ein Kind und wird es immer bleiben“⁵⁶⁾, und so war es in der Tat. Übereinstimmend heben die engsten Vertrauten hervor, daß Wilhelm nie reifer wurde, ja unfähig war, aus der Erfahrung zu lernen. Auf seinem Sterbebett beklagte Generalfeldmarschall Graf Waldersee die tiefe Demütigung, die der Kaiser der Armee immer wieder zufügte. „Den größten Theil des Unglücks“, schrieb er, „haben die Kriegsspiele angerichtet, die Schlieffen so führen muß, daß der Kaiser immer siegt. Sie sind allmählig herabgewürdigt zu wahren Kindereien.“⁵⁷⁾

Auch der kindische Wunsch, die eigene Phantasie mit der Wirklichkeit zu verwechseln, wird von den eingeweihten Zeitgenossen wiederholt betont. Eulenburg schrieb 1903 von der Nordlandreise an Reichskanzler von Bülow, daß jeder an Bord erschreckt sei „über die immer mehr in Erscheinung tretende Tatsache, daß S. M. *alle* Dinge und *alle* Menschen lediglich von seinem persönlichen Standpunkt betrachtet und beurteilt. Die Objektivität ist völlig verloren, die Subjektivität reitet auf einem beißenden und stampfenden Rosse.“⁵⁸⁾ Ein Vierteljahrhundert später fragte sich eine Schwiegertochter des Kaisers, wie es möglich sei, daß ein doch so kluger Mensch „so jede Dimension verliert und die phantastischsten Dinge erzählt und sie selbst glaubt? In einem gewissen Augenblick ist eben völlig Schluß beim Kaiser“, meinte sie, „da hört sein Blick für jede Wirklichkeit auf und dann glaubt er an die unmöglichsten Zusammenhänge“.⁵⁹⁾ Ein gutes Beispiel dafür wird in den partiell veröffentlichten Tagebüchern seines Doornener Adjutanten von Ilseman festgehalten. Die Einsicht sei dem Kaiser plötzlich gekommen, schrieb Ilseman, daß er sich mit seinem berühmten Bild, das die „Völker Europas“ zum Schutz ihrer „heiligsten Güter“ gegen die

⁵⁵⁾ Zedlitz-Trützschler, *Zwölf Jahre*, 216ff.

⁵⁶⁾ Ebenda, 201.

⁵⁷⁾ General Graf Alfred von Waldersee, *Tagebuch*, 5. Januar 1904, Zentrales Staatsarchiv Merseburg, Nachlaß Waldersee. Vgl. *Meisner*, *Waldersees Denkwürdigkeiten*, III, 226.

⁵⁸⁾ Eulenburg an Bülow, 26. Juli 1903. *Röhl*, *Eulenburgs Korrespondenz*, III, Nr. 1498.

⁵⁹⁾ Ilseman, *Tagebucheintragung vom 7. Juli 1927*. Vgl. *Ilseman*, *Der Kaiser in Holland*, II, 62.

„Gelbe Gefahr“ aufgerufen hatte, geirrt habe. Wilhelm rief aus: „Endlich weiß ich, welche Zukunft wir Deutschen haben, wozu wir noch berufen sind! ... Wir werden die Führer des Orients gegen den Okzident! Mein Bild „Völker Europas“ muß ich jetzt ändern. Wir gehören ja auf die andere Seite! Wenn wir den Deutschen erst einmal beigebracht haben, daß Franzosen und Engländer gar keine Weißen, sondern Schwarze ... sind, dann werden sie schon gegen die Bande vorgehen!“⁶⁰⁾

IV

Diese Quellenaussagen – die sich alle leicht verzehnfachen ließen – bestätigen also in eindrucksvoller Weise die von Ludwig Quidde geschilderten Symptome des „Cäsarenwahnsinns“, wie er den Seelenzustand Wilhelms II. nennt. Vielleicht fragen Sie sich jetzt aber, meine Damen und Herren, wieso denn andere Zeitgenossen nicht ebenfalls zu der Einsicht kamen, daß die Geistesverfassung des Kaisers nicht normal war. Die Antwort darauf ist einfach: Alle Personen, die ihn näher kannten, sind früher oder später genau zu dieser Auffassung gekommen. Der Katalog der Zeugen im In- und Ausland ist geradezu erschütternd.

Im Jahre 1891 – genau zu dem Zeitpunkt also, in dem Quidde zu der Überzeugung gelangte, er müsse die Flucht in die Öffentlichkeit ergreifen – kam ein portugiesischer Schriftsteller und Diplomat zu der Einsicht, daß es sich bei der Persönlichkeit des deutschen Kaisers um ein gefährliches Entweder-Oder handle. „Wilhelm II. hasardiert buchstäblich mit jenen fürchterlichen Würfeln aus Eisen, von denen einst Bismarck sprach“, meinte er, und sagte voraus, daß dieser Kaiser *entweder* einst „voll gelassener Hoheit von seinem Schloß in Berlin aus die Geschicke Europas lenken“ werde, *oder* aber eines Tages voller Melancholie in einem Londoner Hotel sitze und „aus seinem Exilköffchen die verbeulte Doppelkrone Deutschlands und Preußens“ herauskrame.“⁶¹⁾ Nur wenige Jahre später schrieb der französische Schriftsteller Romain Rolland die bemerkenswerte Beobachtung in sein Tagebuch: „J'ai l'idée que

⁶⁰⁾ *Ilsemann*, Der Kaiser in Holland, I, 287.

⁶¹⁾ *José Maria Eça de Queirós*, O imperador Guilherme (1891), in: *Echos de Pariz* (Porto 1920) 34–46. Ich danke Herrn Professor Dr. Erwin Koller, z. Zt. Lissabon, für den Hinweis auf diese wichtige Schrift, die er übersetzt hat.

l'Allemagne ne gardera pas longtemps l'équilibre de la toute-puissance. Le vertige souffle dans son cerveau: Nietzsche, R. Strauss, l'empereur Guillaume. – il y a du néronisme dans l'air."⁶²⁾

Spätestens seit seiner Thronbesteigung war es ein Grundsatz der englischen Außenpolitik, daß man es bei dem deutschen Kaiser mit einem gefährlichen, oberflächlichen und unberechenbaren Monarchen zu tun habe. So berichtete beispielsweise ein englischer Diplomat ein Jahr nach dem Erscheinen der Caligula-Broschüre, es würden in Berlin „seltsame Gerüchte“ kursieren über den Geisteszustand Wilhelms II. Es wäre ja auch eine besorgniserregende Sache, meinte der Diplomat, wenn ein Souverän, der eine führende Rolle bei der Bestimmung der Außenpolitik des Reiches spiele, von Halluzinationen befallen sei, die sein Urteilsvermögen beeinträchtigen und ihn dazu verleiteten, plötzliche und unberechenbare Schwenkungen zu vollziehen, gegen die keiner ankämpfen könne!⁶³⁾ Der liberale britische Premierminister Herbert Henry Asquith meinte 1911 in einer Notiz für den König, man sei fast versucht, in einigen Äußerungen des Kaisers „the workings of a disordered brain“ zu sehen, aber selbst wenn das so wäre, sei dieser Zustand doch ein äußerst gefährlicher.⁶⁴⁾ Auch der englische Außenminister Sir Edward Grey war der Meinung, Wilhelm sei „geistig nicht ganz gesund, und sehr oberflächlich“.⁶⁵⁾

Aufgrund der Berichterstattung aus Berlin kam auch das französische Außenministerium früh zu der Erkenntnis, der „Deutsche Kaiser sei gemütskrank“ und „temporär unzurechnungsfähig“.⁶⁶⁾ Großfürst Sergius von Rußland, der mit Wilhelms Cousine (und erster Liebe) Ella von Hessen-Darmstadt verheiratet war, sprach

⁶²⁾ *Romain Rolland*, *Journal Intime*, 22. Januar 1898, gedr. in: *Cahiers Romain Rolland*, III, Richard Strauß et Romain Rolland (Paris 1951) 118.

⁶³⁾ Martin Gosselin an Lord Salisbury, 29. November 1895, zit. in *Röhl*, *Kaiser, Hof und Staat*, 29.

⁶⁴⁾ Zit. in *Richard Hough*, *Louis and Victoria. The Family History of the Mountbattens* (London 1974) 243. Dort wird der Verfasser des Briefes irrtümlich als Churchill identifiziert.

⁶⁵⁾ Tagebucheintragung Lord Eshers vom September 1908, zit. in: *Jonathan Steinberg*, *The Kaiser and the British*, in: *John C. G. Röhl und Nicolaus Sombart* (Hrsg.), *Kaiser Wilhelm II – New Interpretations* (Cambridge 1982) 121.

⁶⁶⁾ Agentenbericht aus Paris vom 22. März 1892, abgedr. in: *Röhl*, *Eulenburgs Korrespondenz*, II, 839f.

schon 1892 offen die Ansicht aus, daß „der Kaiser geisteskrank“ sei.“) Auch der langjährige Militärattaché Österreich-Ungarns in Berlin, Alois Freiherr Klepsch-Kloth von Roden, kam zu dem Ergebnis, daß Wilhelm II. – wie er sagte – „einen starken Hieb hatte“.“⁶⁸) Es erübrigt sich, an dieser Stelle näher auszuführen, welche Auswirkung diese Einschätzung des deutschen Monarchen als unberechenbaren, geistesgestörten, aber trotzdem mächtigen und deshalb gefährlichen Herrscher auf die Diplomatie der europäischen Staaten am Vorabend des Ersten Weltkriegs gehabt hat.

In Deutschland selbst gab es keinen bedeutenden Staatsmann, der mit der Zeit nicht auch zu dieser Auffassung kam. Bismarck sagte einem Münchener Zeitungsredakteur nach seiner Entlassung, er habe nur deswegen im Amte bleiben wollen, weil er kurz nach dessen Thronbesteigung aufgrund ärztlicher Gutachten „die nicht-normale Geistesverfassung des Kaisers“ erkannt hatte und Deutschland vor einer Katastrophe bewahren wollte. Es sei ihm damals schon klar geworden, meinte er, daß Wilhelm „von englischer und russischer Seite erblich belastet“ sei.“⁶⁹) Diese „Auffassung der Belastung des Kaisers“ wurde damals – 1890 – „von einem der vertrautesten Herren aus der Umgebung des hochseligen Kaisers Wilhelm geteilt“, wie es in einem badischen Gesandtenbericht aus München heißt.“⁷⁰)

In der Zeit des „Neuen Kurses“, als Ludwig Quidde seinen Entschluß faßte, seine Sorgen um die geistige Abnormität Wilhelms II. zu veröffentlichen, war dieses Thema bereits Gesprächsstoff in ganz Deutschland und auch darüber hinaus. Nur Tage nach Bismarcks Entlassung schrieb der Geheimrat von Holstein, daß „in der ganzen Welt tendenziöse Gerüchte ausgesprengt sind, Seine Majestät sei geisteskrank“.“⁷¹) Man halte ihn, „offen gesagt, für nicht ganz richtig im Kopf“, heißt es in einem weiteren Brief aus dieser

⁶⁷) Friedrich von Holstein an Philipp Graf zu Eulenburg, 1. April 1892. Ebenda, II, Nr. 638.

⁶⁸) Zit. nach *Isabel V. Hull*, *The Entourage of Kaiser Wilhelm II 1888–1918* (Cambridge 1982) 16.

⁶⁹) Bericht des badischen Gesandten in München, Ferdinand Freiherr von Bodman, vom 7. März 1897. Gedr. in: *Walther Peter Fuchs* (Hrsg.), *Großherzog Friedrich I. von Baden und die Reichspolitik 1871–1907*, 4 Bde. (Stuttgart 1968–1980) III, Nr. 1309.

⁷⁰) Ebenda, III, 615.

⁷¹) Friedrich von Holstein an Philipp Graf zu Eulenburg, 4. April 1890. *Röhl*, *Eulenburgs Korrespondenz*, I, Nr. 379.

Zeit, in dem Holstein die düstere Prognose wagte: „Dieses Gespenst der Geistesstörung wird den Herrn durch sein ganzes Leben geleiten.“⁷²⁾ Gerade in Süddeutschland, wo Quidde tätig war, wurde der junge Kaiser „als ein zentralisierender Ludwig II. geschildert“. Das sei gewiß teilweise das Produkt einer bayerisch-partikularistischen Hetzkampagne, meinte Holstein, aber „man muß auch sagen, Seine Majestät selber trägt etwas Schuld an dem allen, durch seine große Unruhe und durch die Art, wie diese sich äußert. Daß er in den Fjords herumfährt, ist sein Recht, daß er aber die Manöverflotte hinter sich herschleppt, als Spielerei, das wird ihm selbst vom einfachsten Philister verdacht. Die Ausbildung der Flotte geht dabei vollständig in die Brüche“, warnte die „Graue Eminenz“ des Auswärtigen Amtes.⁷³⁾ Nehmen diese Briefstellen aus der Korrespondenz Friedrich von Holsteins Quiddes Caligula-Broschüre schon vorweg, so sehen wir das noch direkter in einem Brief des Geheimrats vom Dezember 1890, in dem Holstein meldete, daß der frühere Erzieher Wilhelms, Dr. Hinzpeter, in Berlin herumgehe und Stimmung gegen den Kaiser mache. Wörtlich schrieb Holstein: Er „spricht von Cäsarenwahnsinn und fügt hinzu, daß Waldersee und er, Hinzpeter, darin ganz einer Ansicht sind“.⁷⁴⁾

Generalstabschef Graf Waldersee, der während der Bismarck'schen Entlassungskrise begeistert zum jungen Kaiser hielt, kam in der Tat wenige Monate nach dem Sturz des Altreichskanzlers zu einem äußerst düsteren Urteil über Wilhelm II. Während eines Jagdaufenthaltes in Russisch-Polen im September 1890 notierte er sich in sein Tagebuch: „Meine Gedanken kommen schnell immer wieder auf den Kaiser zurück und können sich leider zu freudigen Hoffnungen, denen ich mich so gern nach seiner Thronbesteigung hingab, nicht mehr aufschwingen ... Was ich aber vor bald 2 Jahren anfing manchmal zu fürchten, dann aber gern wieder fallen ließ, daß der Kaiser doch nicht der rechte Mann sei, das Vaterland aus vielen drohenden Bedrängnissen zu führen, ist leider ganz allmählig bei mir zur Gewißheit geworden. Er ist entschieden zu früh auf den Thron gekommen! Voller guter Absichten u. idealen Auffassungen aber noch nicht geläutert durch wirklich ernste Sorgen, war sein

⁷²⁾ Holstein an Eulenburg, 11. April 1890, ebenda, I, Nr. 384.

⁷³⁾ Holstein an Eulenburg, 8. Mai und 9. August 1890, ebenda, I, Nr. 391 und Nr. 409.

⁷⁴⁾ Holstein an Eulenburg, 6. Dezember 1890, ebenda, I, Nr. 452.

Blick nicht klar genug um zu sehen, daß der Beifall der Massen den er sich überraschend schnell erwarb, daß das Bild welches Fernstehende im In- u. Auslande sich von ihm machten u. in den Zeitungen ihm vorhielten, doch nicht auf Thaten u. auch nicht auf Wahrheit begründet war; bei erheblich entwickelter Eitelkeit fing er sehr schnell an zu glauben, wirklich etwas ganz besonderes zu sein u. stellte[n] sich dann auch deutliche Spuren von Größenwahn ein.“⁷⁵⁾ Auch diese Stelle hätte in Quiddes „Caligula“ stehen können.

Solche Äußerungen der hochgestellten Zeitgenossen waren nicht etwa der Ausdruck nur einer anfänglichen Enttäuschung; man gewöhnte sich nicht allmählich an die Eigentümlichkeiten des neuen Kaisers; vielmehr nahmen die kritischen Stimmen im Lauf der Zeit weiter zu. Friedrich von Holstein, der 1890 als Kaiser-Anhänger maßgeblich an Bismarcks Entlassung beteiligt gewesen war, beklagte bald nach dem Erscheinen der Broschüre Quiddes den Umstand, daß die „Leuchtkäfernatur“ Wilhelms II. das deutsche Volk immer an die geistesgestörten Könige Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und Ludwig II. von Bayern, mit denen er verwandt war, erinnern würde.⁷⁶⁾ Er sagte schon im Winter 1894 voraus, daß das Regime Wilhelms II. den Übergang zu einer Diktatur oder zur Republik bilden würde, denn kein europäisches Volk ließe sich Ende des 19. Jahrhunderts ein derartiges „Operettenregiment“ gefallen.⁷⁷⁾ Der preußische Kriegsminister General Walther Bronsart von Schellendorf stellte Anfang 1896 mit Schrecken fest, „daß es bei S. M. nicht ganz normal aussehe“.⁷⁸⁾ Bald kursierten Gerüchte, wonach die Bundesfürsten in Zusammenarbeit mit dem Reichstag den Kaiser für geisteskrank erklären und zur Abdankung zwingen wollten.⁷⁹⁾ Der König von Sachsen hielt Wilhelm für „nicht stabil“, der

⁷⁵⁾ Waldersee, Tagebucheintragung vom 25. September 1890. ZStA Merseburg, Nl. Waldersee. Vgl. dazu die willkürlich abgeänderte Fassung in *Meisner*, Waldersees Denkwürdigkeiten, II, 149.

⁷⁶⁾ Holstein an Eulenburg, 17. Februar 1895. *Röhl*, Eulenburgs Korrespondenz, III, Nr. 1089.

⁷⁷⁾ Holstein an Eulenburg, 27. November 1894, ebenda, II, Nr. 1052.

⁷⁸⁾ *Karl Alexander von Müller* (Hrsg.), Chlodwig Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Denkwürdigkeiten der Reichskanzlerzeit (Stuttgart, Berlin 1931) 151.

⁷⁹⁾ Bülow an Eulenburg, 22. November 1900. *Röhl*, Eulenburgs Korrespondenz, III, Nr. 1439. Vgl. ebenda Nr. 1312, wo von einer Tendenz, den Kaiser „unter Kuratel“ zu stellen, gesprochen wird, die auch innerhalb der Allerhöchsten Familie vorhanden sei.

Großherzog von Baden äußerte „sich in sehr bedenklicher Weise über die psychologische Seite der Sache, über die Entfremdung von der Wirklichkeit“, und die Führer der Konservativen Partei erklärten, sie hielten den Kaiser für „nicht immer normal“. ⁸⁰⁾

Als Wilhelm im Februar 1897 anlässlich des hundertsten Geburtstags seines Großvaters den ganzen Hof in Kostüme des 18. Jahrhunderts verkleiden ließ und *urbi et orbi* verkündete, Wilhelm I. wäre im Mittelalter heiliggesprochen worden, als er behauptete, daß Bismarck und Moltke im Vergleich zu „Wilhelm dem Großen“ nichts als „Handlanger und Pygmäen“ gewesen seien, da kamen Tausende von deutschen Familien zu der Überzeugung, daß der „hohe Redner ... eigentlich nicht mehr zurechnungsfähig“ war. ⁸¹⁾ Graf Anton Monts, der preußische Gesandte in München, schrieb über die Stimmung in Bayern: „Unsere hiesigen zahlreichen Gegner triumphieren u. richten sich im Stillen auf den Zerfall des Reiches ein. Unsere Freunde sind entrüstet über den Kaiser. Die Erbitterung geht tiefer wie je zuvor ... Viele sagen sich auch heimlich, S. M. sei geisteskrank, Andeutungen sind schon in den Blättern. Was ich über S. M. denke, wage ich gar nicht zu sagen, ich fürchte aber, es ist jetzt ganz aus mit ihm hier im Süden ... Die Herzen des nationalen Mittelstandes ... dürften ihm für immer entfremdet sein. Man erwägt hier sehr ernst die Möglichkeit eines Reichs-Staatsstreichs.“ Mit außergewöhnlicher Scharfsicht urteilte Monts: „Es ist, als wenn zeitweise ein böser Geist über den Herrn käme, seinen Verstand umnachtete u. ihn zu Reden hinreißt, die die Nation aufs tiefste beleidigen.“ ⁸²⁾ In den badischen Dokumenten zur Reichspolitik lesen wir von einem Gespräch zwischen Graf Monts und dem badischen Gesandten in München, in dem der Vertreter Preußens gesagt habe, es sei bei der „Mäßigkeit“ des Kaisers ganz ausgeschlossen, „daß die Erregung eine andere als seelische sei“. Monts sehe den Kaiser „dieselben Wege gehen ... wie König Friedrich Wilhelm IV., der wie S. M. an seinen Worten sich erregt und berauscht habe, worauf dann ein Zustand der Niedergeschlagenheit zu

⁸⁰⁾ Holstein an Bülow, 24. März und 2. April 1897. Zit. in *Röhl*, Kaiser, Hof und Staat, 30.

⁸¹⁾ Anton Graf Monts an Holstein, 2. März 1897, mit Auslassungen gedruckt in *Bülow*, Denkwürdigkeiten, I, 41.

⁸²⁾ Monts an Eulenburg, 20./21. März 1897. *Röhl*, Eulenburgs Korrespondenz, III, Nr. 1309.

folgen pflegte, der tagelanges Zurückziehen ... zum Bedürfnis gemacht habe“.⁸³⁾

Zu diesem Zeitpunkt, als so viele Leute den Kaiser „unter Kuratel“ stellen wollten, gehörte Philipp Eulenburg zu den wenigen, die sich über solche Gedanken empörten. An Bülow schrieb er im April 1897: „Der Kaiser war ruhiger, klarer, klüger, gütiger denn je. Welche scheußliche Vermessenheit, Ihn als aufgeregt oder gar toll darzustellen.“⁸⁴⁾ Nur wenige Jahre später aber mußte selbst Eulenburg einsehen, daß bei seinem „Liebchen“ – so wurde der Kaiser in diesem Freundeskreis genannt – etwas nicht in Ordnung war. Im Sommer 1900 berichtete er Bülow von einem erschreckenden Wutanfall Wilhelms auf der Jacht „Hohenzollern“. „S. M. hat sich nicht mehr in der Gewalt, wenn ihn die Wut erfaßt“, schrieb nun Eulenburg. „Ich halte den Zustand für sehr gefährlich ... und weiß keinen Rat.“ Der Leibarzt des Kaisers, Dr. Rudolf Leuthold, sei ebenfalls „ganz ratlos“. „Er sieht eine Art Schwächung des Nervensystems in diesem Zustand, weist aber jede Befürchtung bezüglich geistiger Veränderung *entschieden* zurück.“ Eulenburg hatte dennoch das Gefühl, „auf einem Pulverfaß zu sitzen“.⁸⁵⁾

Drei Jahre später war er wieder zugegen, als das Faß explodierte. Eulenburg schilderte jetzt, wie der Kaiser auf der Jacht „wie in einer Traumwelt“ einherwandelte und „sein Ich zu einem immer größeren Phantom“ entwickelte. Er fühlte die Tränen in sich aufsteigen, als er seinen Freund „in maßlosen Ausfällen gegen allerhand Windmühlen hörte und sein in Heftigkeit ganz entstelltes Gesicht“ sah. „Von einer Selbstbeherrschung ist nicht mehr die Rede“, schrieb er an den Reichskanzler. „Bisweilen scheint er *ganz* die Disziplin über sich verloren zu haben.“ Stundenlang wanderte der Kaiser allein „mit verstörtem Ausdruck“ umher. Eulenburg schrieb: „Er machte mir, blaß, heftig perorierend, unruhig um sich blickend und Lüge auf Lüge häufend – einen so schrecklichen Eindruck, daß ich es heute noch nicht überwinden kann ... Nicht gesund – ist wohl die gelindeste Form eines Urteils.“ Für ihn, Eulenburg, sei es nunmehr ganz unzweifelhaft, daß „eine langsame Veränderung des gei-

⁸³⁾ Bodman an Brauer, 4. März 1897. *Fuchs*, Großherzog von Baden, III, Nr. 1654. Bei Fuchs steht versehentlich statt „bei der Mäßigkeit des Kaisers“ bei der „Majestät des Kaisers“.

⁸⁴⁾ Eulenburg an Bülow, 24. April 1897. *Röhl*, Eulenburgs Korrespondenz, III, Nr. 1317.

⁸⁵⁾ Eulenburg an Bülow, 15. Juli 1900, ebenda, Nr. 1419.

stigen und seelischen Zustandes unseres lieben Herrn“ stattfinde. Die sich anbahnende Krise würde aber nicht „in der Form einer geistigen Störung erfolgen“, meinte Eulenburg auch hier wieder, sondern in der eines „Zusammenbruchs der Nerven“. „Die Krise wird den *Charakter* von Anormalität tragen, ohne es zu sein“, sagte er voraus. Trotzdem würde der Kaiser bei diesem bevorstehenden „totalen Zusammenbruch in furchtbare Konvulsionen verfallen“. ⁸⁶⁾ Soweit das Urteil des besten Freundes.

Wilhelms älteste Schwester Charlotte war schon lange der Meinung, daß ihr Bruder eigentlich in Dr. Schweningers Klinik auf der Burg Schwaneck bei München gehöre.⁸⁷⁾ Nach der Daily-Telegraph-Affäre vom Herbst 1908, als der Reichstag so kläglich versagte, unternahm sie „als treue Preußin“ den Versuch, Wilhelm unter eine Art Kollektivregentschaft unter Anleitung des Prinzen Ludwig von Bayern zu stellen! (Von der aktiven Mitwirkung des Prinzregenten sah sie ab, vermutlich deshalb, weil dieser nicht gut zweimal an der Absetzung eines legitimen Königs beteiligt sein könnte.) An Ernst Schweninger schrieb sie: „Ich will die Deutschen Fürsten bearbeiten, einmüthig ... zum Kaiser zu gehen..., ihm ihre Hülfe anbieten, im Interesse des Reichs u. im Namen ihrer Völker, unter Bedingungen, die klar darliegen. Ein Zusammengehen und -halten halte ich für dringend nothwendig u. das Einzige, was noch imponieren könnte. Ludwig müßte der Sprecher sein, im Namen seines Vaters u. der Großherzöge, Sachsen u. Württemberg.“ Täten die Bundesfürsten dies nicht, so sei es eine Schande für das Deutsche Reich, und sie wären es nicht wert, Regenten zu bleiben.⁸⁸⁾

Quidde war empört, daß das alte Rom sich nicht „erманnte“, das Joch des kranken Caligula abzuschütteln und eine Regentschaft zu beschließen. Als sich das Scheitern ihres Planes abzeichnete, klagte die Prinzessin Charlotte: „Armes Reich!! Es giebt eben keine

⁸⁶⁾ Eulenburg an Bülow, 21. Juli und 9. August 1903, ebenda, Nr. 1497 und Nr. 1499.

⁸⁷⁾ Erbprinzessin Charlotte von Sachsen-Meiningen an Dr. Ernst Schweninger, 4. April 1901, Zentrales Staatsarchiv Potsdam, Nachlaß Schweninger Nr. 130. Ähnlich äußerte sich die Prinzessin in einem Brief an Schweninger vom 4. Juni 1903, ebenda. Bereits im März 1897 – also kurz nach der „Handlangerrede“ – schrieb sie von ihren „*ernsten* Befürchtungen“ bezüglich ihres Bruders. Charlotte an Schweninger, 26. März 1897, ebenda.

⁸⁸⁾ Erbprinzessin Charlotte von Sachsen-Meiningen an Dr. Ernst Schweninger, 5. Dezember 1908, Zentrales Staatsarchiv Potsdam, Nachlaß Schweninger Nr. 131.

Männer mehr.“⁸⁹⁾ Sie gelangte jetzt schon zu der Überzeugung, „Wir sind wahrhaftig reif für den Untergang“, „Deutschlands Ruin ist besiegelt, u. nun ist nichts mehr zu machen“.⁹⁰⁾ Weder im Winter 1908 noch zehn Jahre später, als der Zusammenbruch wirklich ins Haus stand, fand sich ein einziger deutscher Fürst bereit, beim Kaiser vorstellig zu werden.⁹¹⁾ Sie zahlten dann bekanntlich auch den vollen Preis. Es ist dies wohl nicht der Ort, Spekulationen darüber anzustellen, ob die deutsche Geschichte anders verlaufen wäre, wenn das Kaiserreich tatsächlich Ende 1908 in eine Art Kollektivmonarchie umfunktioniert worden wäre. Wohl sollten wir hier aber bedenken, was es bedeutet, wenn die älteste Schwester Kaiser Wilhelms II. in einem solchen Schritt die einzige Rettung für Preußen und Deutschland erblickt!

V

In Anbetracht dieser zahlreichen und sehr eindrucksvollen Quellen erscheint es mir persönlich erwiesen, daß Kaiser Wilhelm II. tatsächlich eine „nichtnormale Geistesverfassung“ hatte. Aber was fehlte ihm genau? Mit Quiddes Diagnose des „Cäsarenwahnsinns“ können wir medizinisch vorerst ebensowenig anfangen wie mit den Vermutungen Bismarcks und anderer Staatsmänner, daß er von russischer, englischer, coburgischer oder preußischer Seite her erblich belastet sei. Nützlicher ist da schon der Stoßseufzer des Grafen Monts aus dem Jahre 1897, daß es so wäre, „als wenn zeitweise ein böser Geist über den Herrn käme [und] seinen Verstand umnachtete“. Monts hatte mit Münchener Ärzten gesprochen, und in Süddeutschland wie in der Schweiz war in der Tat unter den führenden Medizinern die Ansicht verbreitet, daß Wilhelm II. an ei-

⁸⁹⁾ Charlotte an Schweningen, 18. November 1908, ebenda.

⁹⁰⁾ Charlotte an Schweningen, 21. Januar 1908 und 11. Juli 1909, ebenda.

⁹¹⁾ Über die Bestrebungen vom Spätoktober 1918 innerhalb der kaiserlichen Familie, den „Big Brother“ zur Abdankung zu bewegen, vgl. jetzt die aufschlußreichen Erinnerungen des Prinzen Wolfgang von Hessen. Dessen Vater, der spätere Landgraf Friedrich Karl von Hessen, weigerte sich, zu seinem Schwager zu fahren mit der Begründung: „Ich kannte den Kaiser wenigstens gut genug, um zu wissen, daß in der Stimmung, in der ihn Drews gesehen hatte, nichts mehr zu machen war, ohne ihn von seiner Umgebung zu isolieren. Es war wie bei einem festgedrehten Schlüssel.“ *Rainer von Hessen* (Hrsg.), Wolfgang Prinz von Hessen, Aufzeichnungen (Kronberg/Taunus – Privatdruck – 1986) 113–120.

ner „periodischen Geistesstörung“ bzw. einer „maniacodepressiven Psychose“ leide. Der Münchener Psychiater Dr. Paul Tesdorpf schrieb 1916 an den Reichskanzler von Bethmann Hollweg, er sei „bereits seit Jahrzehnten“ dieser Überzeugung⁹²⁾, und Emil Kraepelin und Robert Gaupp von der Universität Tübingen – die führenden Psychiater ihrer Zeit – vertraten ebenfalls die Ansicht, daß es sich bei Kaiser Wilhelm um einen „typischen Fall periodischen Gestörtseins“ handle.⁹³⁾

Tiefgehender sind meines Erachtens allerdings einige der Diagnosen, die während der Kindheit Wilhelms erstellt wurden. Schon seit seinem 20. Lebensjahr litt Prinz Wilhelm jahrelang an besorgniserregenden Wucherungen und übelriechenden Eiterabsonderungen des rechten inneren Ohrs. Die deutschen Ohrenärzte, die ihn untersuchten und ihn ständig begleiten mußten, sprachen in geheimen Protokollen ihre Befürchtung aus, daß diese „Entzündungen des inneren Ohres entweder das Gehirn sehr bald in Mitleidenschaft ziehen, oder sich vom Ohr auf das Gehirn fortpflanzen“ könnten. Sie warnten, daß die Krankheit „als eine durchaus nicht ungefährliche und gleichgültige aufgefaßt werden“ dürfe, ja, daß „bei einer Verschlimmerung der Krankheit möglicher Weise“ eine „Lebensgefahr“ eintreten könnte. Eindringlich rieten sie, „daß bei allen Entschließungen in der Folgezeit stets auf das Ohrenleiden Rücksicht genommen werden muß“.⁹⁴⁾

Im März 1888, als der alte Kaiser bereits tot war und Kaiser Friedrich III. offensichtlich im Sterben lag, erschien der berühmte britische Chirurg Sir John Erichsen in der Downing Street, um dem Premierminister Lord Salisbury eine streng geheime, aber äußerst wichtige Mitteilung zu machen. Es handele sich dabei, wie er sich vorsichtig ausdrückte, um „certain medical aspects of the mental condition“ des künftigen deutschen Kaisers. Erichsen erzählte, daß

⁹²⁾ Dr. Paul Tesdorpf an Bethmann Hollweg, 24. April 1916, abgeschickt am 3. Dezember 1916. Gedruckt in: *Paul Tesdorpf*, Die Krankheit Wilhelms II. (München 1919). Vgl. auch *Hermann Lutz*, Wilhelm II. periodisch geisteskrank! Ein Charakterbild des wahren Kaisers (Leipzig 1919); *Franz Kleinschrod*, Die Geisteskrankheit Wilhelms II. (Wörrishofen 1919); *H. Wilm*, Wilhelm II. als Krüppel und Psychopath (Berlin 1920).

⁹³⁾ Professor Johannes Haller an Philipp Fürst zu Eulenburg, 18. Februar 1919. Zit. in *Röhl*, Kaiser, Hof und Staat, 33.

⁹⁴⁾ Privatdozent Dr. Heinrich Walb, Gutachten vom 12. August 1879; Professor Dr. Trautmann, Gutachten vom 25. Dezember 1879. Zentrales Staatsarchiv Merseburg, Brandenburg-Preußisches Hausarchiv Rep. 53 K I Nr. 3.

der Zustand des Prinzen Wilhelm bereits in der Pubertät zu großer Sorge Anlaß gegeben habe. Die deutschen Chirurgen hätten ausführliche Notizen über den Fall gemacht und ihm – Erichsen – diese zur Begutachtung zugesandt. Aufgrund dieser Notizen sei er zu dem Urteil gekommen, daß der Prinz „kein normaler Mann sei und es auch niemals werden könnte“. Er würde immer von plötzlichen Wutanfällen heimgesucht werden und wäre in einem solchen Zustand der Erregung dann „ganz außer Stande, zu einem vernünftigen oder maßvollen Urteil zu gelangen“. Erichsen prognostizierte, daß Wilhelm wahrscheinlich nie im klinischen Sinne geisteskrank werden würde, sagte aber voraus, daß einige seiner Handlungen doch die eines „nicht ganz gesunden Menschen“ sein würden. Er, Erichsen, sei daher zu der Überzeugung gekommen, daß die bevorstehende Thronbesteigung Wilhelms II. „eine Gefahr für Europa“ bedeuten könnte – eine Gefahr, die um so größer werden würde, je älter der Kaiser werde.⁹⁵⁾

Diese Mitteilung machte auf den englischen Premierminister einen tiefen und nachhaltigen Eindruck: Wann immer er in späteren Jahren von den neuesten Sonderlichkeiten des deutschen Kaisers hörte, flüsterte er das eine Wort vor sich hin: „Erichsen“.⁹⁶⁾

Dr. Erichsen gab in dem überlieferten Gespräch mit Lord Salisbury seiner Diagnose keinen Namen, wir können aber kaum noch zweifeln, was er aus den Berichten der deutschen Kollegen erkannt hatte: Prinz Wilhelm hatte einen kongenitalen Hirnschaden. Er litt an einem Zustand, den man heutzutage „minimal cerebral dysfunction“ oder MCD nennt.⁹⁷⁾ Wie diese leichtgradige frühkind-

⁹⁵⁾ Sir Schomberg McDonnell an König Georg V., 26. Oktober 1914, RA GEO. V. M688A. Ich danke I. M. der Königin für die großzügige Erlaubnis, diese und andere wichtige Quellen aus den Royal Archives zu verwenden.

⁹⁶⁾ Zitiert bei McDonnell, ebenda.

⁹⁷⁾ Vgl. die klassische Schilderung dieses „Organischen Psychosyndroms“ durch Reinhart Lempp in: *Harbauer/R. Lempp/G. Nissen/P. Strunk*, Lehrbuch der speziellen Kinder- und Jugendpsychiatrie, 4. Auflage (Berlin 1980) 358 ff. Kritisch vor allem über die Ungenauigkeit der Lempp'schen „multidimensionalen Summationsdiagnose“ äußern sich *Esser und Schmidt* in ihrer Studie: *Minimale Cerebrale Dysfunktion – Leerformel oder Syndrom?* (Stuttgart 1987). Auch sie erkennen jedoch an, daß es eine Kerngruppe hirnfunktionsgestörter Kinder gibt; zu dieser Gruppe wäre Wilhelm II. aufgrund seiner Geburtsgeschichte wohl ziemlich eindeutig zu zählen. – Ich danke an dieser Stelle folgenden deutschen Ärzten, die mir mit ihrem Fachwissen und ihrer Geduld bei der Erstellung der „Diagnose“ geholfen haben: Professor

liche Hirnschädigung entstanden ist, wird deutlich aus der Geschichte seiner Geburt, die sich anhand der Quellen lückenlos rekonstruieren läßt. Hier nur einige markante Angaben.

Prinz Wilhelm von Preußen kam am 27. Januar 1859 in der Steiß- oder Beckenendlage zur Welt. Diese ungewöhnliche Lage wurde erst um 10 Uhr morgens festgestellt, nachdem die Wehen bereits um Mitternacht eingesetzt hatten: An eine äußere Wendung des Kindes im Mutterleib war also nicht mehr zu denken. Ein Kaiserschnitt war zu jener Zeit aber ebenfalls undenkbar, er wäre gleichbedeutend gewesen mit der Tötung der Mutter. Die große Gefahr bei einer Steißgeburt ist bekanntlich die, daß die Nabelschnur am Kopf des Kindes vorbeiläuft und so während der Geburt gegen das Becken der Mutter komprimiert wird, wodurch die Sauerstoffzufuhr zum Kinde abgeschnitten wird. Wenige Minuten genügen, um einen Hirnschaden zu verursachen; dauert die Sauerstoffunterbrechung länger als sechs bis sieben Minuten, ist das Kind mit Sicherheit tot. Daß Wilhelm überhaupt lebend geboren wurde, stellt fast ein Wunder dar, denn zu jener Zeit lag die Sterblichkeitsziffer für solche Geburten bei 98%, und sie war besonders hoch bei erstgebärenden jungen Müttern.⁹⁸⁾ So gesehen vollbrachte der Geburtshelfer Professor Eduard Martin eine großartige medizinische Leistung.

Die Situation am 27. Januar 1859 war ferner dadurch kompliziert, daß die Beine des Kindes auf den Bauch und beide Arme über den Kopf geschlagen waren. Durch die Lage des Kindes und den frühen Abgang des Fruchtwassers (dies passierte zwischen 5 und 6

Dr. Detlev von Cramon/München; Professor Dr. A. Frank/Dortmund; Dr. Rolf Gmelich/Neu-Isenburg; Dr. Tilo Held/Bonn; Dr. Ulrich Kohr/München; Professor Dr. D. Plester/Tübingen; Dr. Jürgen Tempel/München.

⁹⁸⁾ Der während der Geburt anwesende Leibarzt König Friedrich Wilhelms IV., Professor Schoenlein, teilte der späteren Kaiserin Augusta mit, daß „unter 100 Fällen dieser Art kaum 2 Kinder *lebend*“ entbunden würden. Prinzessin Augusta von Preußen an Prinz Albert, 1. Februar 1859. RA Z 63/119. Die Sterberate bei Steißgeburten liegt auch heute noch wesentlich höher als bei Normalgeburten: 155 pro Tausend, im Vergleich zu 21 pro Tausend für alle Geburten (Großbritannien 1970). Die Mortalität liegt höher für Buben als für Mädchen; sie ist auch höher, wenn die Mutter zum ersten Mal gebärt. Geburtstrauma und Hypoxie sind die typischen Komplikationen, die in solchen Fällen auftreten: Selbst heute leiden mehr als 15% der Kinder, die in der Steißlage geboren werden, an Respirationsschwierigkeiten oder Gehirnschäden. Siehe: British Births 1970. A Survey under the joint auspices of the National Birthday Trust Fund and the Royal College of Obstetricians and Gynaecologists, 2 Bände (London 1975) II, 134–140, 148f.

Uhr früh, das Kind wurde erst gegen 15 Uhr geboren) war die Geburt für die Prinzessin Victoria, die gerade erst achtzehn Jahre alt war, extrem schmerzhaft. Wiederholt rief sie nach der Chloroformflasche, die der von der Queen Victoria nach Berlin geschickte schottische Arzt Sir James Clark mit sich gebracht hatte. Das Chloroform wurde mehrere Stunden lang – von 11.30 bis 14.45 Uhr – in kleinen Mengen verabreicht, so daß nach dem heutigen Wissensstand kein Zweifel darüber bestehen kann, daß nicht nur die Mutter, sondern auch das Kind durchgreifend betäubt waren. Heute besteht die Kunst der Anästhesie bei einer Geburt darin, die Mutter so weit wie möglich, das Kind aber gar nicht zu betäuben; die Gefahren der Chloroformierung waren 1859 jedoch vollkommen unbekannt, hatte doch gerade Eduard Martin erst ein Jahr zuvor die erste Anwendung von Chloroform bei einer Geburt in Deutschland durchgeführt.

Mit einiger Sicherheit können wir also feststellen, daß das Gehirn des nach 15 Stunden zur Welt gekommenen Kindes durch Sauerstoffmangel beschädigt war, und zwar durch vier sich gegenseitig verstärkende Ursachen:

1. Die Mutter war stundenlang chloroformiert und atmete deswegen zu flach;
2. die mehrmalige Verabreichung von Mutterkorn (*Secale cornutum*) während der Geburt führte zu stark verkrampften Wehen, die die Sauerstoffzufuhr zum Kind unterbrachen;
3. die Nabelschnur war mehrere Minuten lang während der Endphase der äußerst komplizierten Geburt zugeedrückt; und
4. das Kind selbst kam in einer tiefen Narkose zur Welt, so daß die spontane Atmung nur sehr schwer zu erreichen war. Der künftige Kaiser Wilhelm II. war nach seiner Geburt, wie das ärztliche Geburtsprotokoll festhält, „in hohem Grade scheidt“.⁹⁹⁾

MCD-Kinder gelten allgemein als verhaltensgestört und schwer erziehbar. Sie sind hyperaktiv, reizüberempfindlich, unkonzentriert, neigen zu impulsiven Kurzschlußhandlungen und sozial unangepaßtem Benehmen, sie haben einen hohen Antrieb, aber wenig Durchhaltevermögen. Das sind alles Eigenschaften, die bei Wilhelm II. klar zu beobachten sind. Der eigentliche psychische Schaden bei solchen Kindern wird aber erst durch den „Teufelskreis der

⁹⁹⁾ Bericht Professor Dr. Eduard Martins über die Entbindung, 9. Februar 1859. Geheimes Staatsarchiv Berlin-Dahlem, BPHA E II Wilhelm II.

sekundären Neurotisierung“ (Reinhart Lempp) verursacht, nämlich durch die unverständige Reaktion der Umwelt und in erster Linie der Eltern. Das Kind erfährt eine – meist unbewußte und verbal überdeckte – Ablehnung durch mindestens einen Elternteil, oder es wird – was letztlich auf das gleiche hinausläuft – ständig überfordert und daher in seiner eigentlichen Wesensart nicht bedingungslos akzeptiert. Aus der Angst, abgelehnt zu werden, entwickelt das Kind in diesem Teufelskreis überkompensierend ein immer größeres Ich-Gefühl, aus der Angstbewältigung entsteht eine immer bedrohlichere Aggressivität. Beides – der Egoismus und die Aggressivität – provozieren in der Umwelt wiederum mehr Zurückweisung, Züchtigungs- und Erniedrigungsversuche. Und so dreht sich der Kreis immer weiter.

Im Falle Wilhelms wurde das exogene Psychosyndrom (MCD) durch einen weiteren Umstand überlagert und massiv intensiviert. Professor Martin hatte in der unvermeidbaren Hast, das Baby trotz der komplizierten Steißlage lebendig zur Welt zu bringen, dessen über den Kopf emporgeschlagenen linken Arm mit Gewalt heruntergezogen und dann noch „mittels desselben“, d. h. also mittels des linken Arms, den Körper des Kindes im Geburtskanal gedreht.¹⁰⁰⁾ Dabei wurden sämtliche Nerven des linken Armplexusbereichs aus dem Halsmark ausgerissen, so daß die ganze Muskulatur von der Schulter bis zu den Fingerspitzen nicht mehr innerviert werden konnte. Der Arm hing nutzlos von der Schulter und verkrampfte sich im Lauf der Jahre in einer sogenannten „Kontraktur“.

Die Medizinwissenschaft war damals nicht in der Lage, diese Armplexuslähmung richtig zu diagnostizieren, geschweige denn zu behandeln. Die Ärzte gingen davon aus, daß es sich um eine örtliche Muskelquetschung handele, die sich durch örtliche Behandlung auch wiedergutmachen ließe. Der Arm wurde massiert und mit kaltem und warmem Wasser, später mit Seewasser, gedoucht. Der rechte Arm wurde festgebunden in der Hoffnung, das Kind dadurch zum Gebrauch des linken Arms anzuregen. Bald wurde regelmäßig eine Armstreckmaschine angelegt, bald darauf eine Kopfstreckmaschine auch, denn zu allem Unheil entwickelte der schwer drangsalierte Junge auch noch seit dem Frühjahr 1863 einen Schief- oder Drehhals (Torticollis), der dann im März 1865 doch operiert werden mußte. Tägliche Elektrisierungstherapie, die noch in der Kasseler

¹⁰⁰⁾ Ebenda.

Gymnasialzeit durchgeführt wurde, kam hinzu. Als Kleinkind wurde ihm außerdem zweimal in der Woche ein frischgetötetes wildes Tier – es handelte sich meist um einen Hasen – auf den gelähmten Arm gebunden in dem Wahngedanken, die vitale Kraft des Tieres würde sich auf den leblosen Arm des Prinzen übertragen.¹⁰¹⁾

Das alles geschah, nicht nur weil die Ärzte unwissend waren, sondern weil Wilhelms Mutter sein Gebrechen nicht akzeptieren konnte. Nach den Vorstellungen dieser erstaunlich fortschrittlichen, aber doch ehrgeizigen, leidenschaftlichen und vor allem im Bismarck-Reich politisch vollkommen frustrierten deutsch-englischen Prinzessin mußte ihr erstgeborener Sohn ein „zweiter“ – allerdings liberaler – „Friedrich der Große“ werden!¹⁰²⁾ So kam er auch aus diesem Grunde in den „Teufelskreis der sekundären Neurotisierung“. Je weniger er die Begabung zu diesem ohnehin übermenschlichen Auftrag zeigte, desto strenger wurde seine Erziehung; je höher die Anforderungen, die an ihn gestellt wurden, desto mehr wuchs in ihm das hoffnungslose Gefühl der Überforderung, desto sehnlicher wurde der Wunsch in ihm wach, wieder als Kind behandelt zu werden; je weniger Anerkennung er von den Eltern und dem Erzieher erhielt, desto größer mußte er in seiner seelischen Existenznot das eigene Ich aufblasen; je weniger er von seiner Umwelt akzeptiert wurde, desto ausgeprägter wurde seine Aggressivität, desto größer aber auch seine Anfälligkeit für Schmeichelei.

Um die „Selbstgefälligkeit“ und den „Hochmut“ des kleinen Jungen zu bändigen, sagte ihm seine Mutter als „eine oft wiederholte Neckerei“: „*Dich* nimmt *Keine* mit dem schwarzen Finger etc. ...“!¹⁰³⁾ Die Erziehungsmethoden Hinzpeters waren ausdrücklich als „heilsame Demüthigung“ seines als „nachlässig“, „undiszipliniert“ und „arrogant“ eingeschätzten Zöglings ausgerichtet.¹⁰⁴⁾

¹⁰¹⁾ Diese und andere Einzelheiten über die Kindheits- und Krankengeschichte Wilhelms II. werden ausführlich in der Biographie behandelt, die der Verfasser für den C. H. Beck Verlag, München, vorbereitet.

¹⁰²⁾ In einem Brief vom August 1864 sprach die Kronprinzessin die Hoffnung aus, ihr Sohn „should turn out like dear Papa and become a great man, a second Frederick the Great – but of *another* kind“. Kronprinzessin Victoria an Queen Victoria, 16. August 1864, RA Z 16/74.

¹⁰³⁾ Kronprinzessin an Kronprinz, 13. März 1880. Archiv der Kurhessischen Hausstiftung, Schloß Fasanerie.

¹⁰⁴⁾ Dr. Georg Hinzpeter an Kronprinz Friedrich Wilhelm, 8. August 1874. Mappe „Erzieher unserer Kinder Band I 1865–1874“, Archiv der Kurhessischen Hausstiftung, Schloß Fasanerie.

Als der Prinz 14 Jahre alt war, stellte dann Hinzpeter ratlos fest, daß Wilhelms „fast krystallinisch hart gefügter Egoismus ... den innersten Kern seines Wesens ... bildet“.¹⁰⁵⁾

Der abnorme Geisteszustand, der von so vielen Zeitgenossen wahrgenommen wurde, ist also in seinen Grundzügen hier bereits klar erkennbar. Wenn wir jetzt noch bedenken, welche Auswirkung auf einen solchen Menschen die enorme Machtfülle der Kaiserwürde, die Manipulationen der Bismarckfamilie und der preußischen Armee, der Byzantinismus der Höflinge und der unreflektierte Jubel der Massen haben mußten, so ist Ludwig Quiddes Bezeichnung „Cäsarenwahnsinn“ gar nicht schlecht gewählt.

Drei Jahrhunderte vor Quiddes Caligula-Schrift hatte Shakespeare diesen Menschentypus treffend gekennzeichnet. In der Tragikomödie *Troilus und Cressida* (II,3) sagt er von einem anderen antiken Helden:

besessen ist er von Größe
 Und spricht sich selbst nur an mit einem Stolz,
 Daß ihm die Luft knapp wird. Vermeinter Wert
 Predigt in seinem Blut so heiß und schwülstig,
 Daß zwischen seiner Denk- und seiner Tat-Kraft
 Das Königreich Achill im Aufruhr rast
 Und sich selbst niedermacht. Was soll ich sagen?
 Er ist so stolzverseucht, daß seine Todesmale
 Schreien „Unheilbar“.

¹⁰⁵⁾ Hinzpeter an Kronprinz, 16. August 1874, ebenda.